

Digitalisierung von Kultur in Europa

Zur Bedeutung der Kultur in der digitalen Ära Europas

Verena Metze-Mangold
Vizepräsidentin
Deutsche UNESCO-Kommission
53115 Bonn
v.metze-mangold@gmx.net

Abstract

Goethe hatte schon Recht: Was Du ererbt von Deinen Vätern – erwirb es, um es zu besitzen! Schließlich zeichnet das Erbe nicht nur den Weg zur gegenwärtigen Gesellschaft und Kultur. Ohne das Wissen um die kulturellen Wurzeln kann keine Kreativität entstehen. Das ist nur einer, aber ein ausschlaggebender Grund für die überwältigende Zustimmung der Staaten der Welt zu der UNESCO-Konvention zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen im Herbst 2005. Ein helllichtiger Diplomat hat sie nach der Abstimmung „das erste internationale Instrument zur Gestaltung der Globalisierung“ genannt. Es hat den Staat zurück gebracht in die politische Arena der globalisierten Welt und ihn handlungsfähig gemacht. Besonders interessant ist, dass die Europäische Gemeinschaft – bekanntlich eine regionale Wirtschaftsunion – den Vertrag von Anbeginn in der Sonderorganisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur, UNESCO, nicht nur mitverhandelt, sondern ihn als eine der ersten Vertragsparteien auch ratifiziert hat. Fünf Jahre später beginnen ihre Mitgliedsstaaten allmählich zu begreifen, was der Übergang von der analogen zur digitalen Medienära bedeutet. Damit rückt die Frage der Umsetzung der Bestimmungen der Konvention erneut in den Blick. Sie entscheidet nicht nur über die Bedeutung der Kultur in Europa, sondern auch über Europas kreative Zukunft.

1 Das müssen wir wissen!

„Eine scheinbar alberne Frage zuerst: Mit welchem Gehirn denken Sie am meisten? Mit dem schwammartigen in Ihrem Kopf? Oder dem elektronischen Wunderding unter ihren Fingerkuppen? Welches von beiden speichert mehr Erinnerungen von Ihnen? Welches knüpft die Netze Ihrer Freundschaften? Oder die Beziehungen zwischen Begriffen, mit denen Sie sich gerade beschäftigen?“ Mit dieser hinterlistigen Frage eröffnete der amerikanische Journalist Stephen Baker seinen Artikel Anfang des Jahres in der FAZ unter dem Titel „Das müssen wir wissen!“¹ Noch vor einem Jahrzehnt wäre die Antwort eindeutig ausgefallen, so Bakers Fazit: „Die Denkmaschine, die wir zwischen den Ohren tragen, ist das raffinierteste Schaltkreisprodukt im bekannten Universum.“ Kaum ein Jahrzehnt später halten wir uns jedoch nicht nur mehr und mehr an das gigantische und sich rasch ausbreitende externe Gehirn. Wir stellen mit Beklemmung fest, dass unsere Gehirne evolutionär seit 40 Tausend Jahren auf der Stelle treten, während das externe sich sprunghaft entwickelt und ausdehnt. Was müssen wir wissen? Was in unseren Gehirnen speichern, während das externe Gehirn weit schneller lernt und sich ausdehnt? Diese Frage, die die FAZ als den Beginn eines für uns „überlebenswichtigen Gesprächs“ begreift, beschäftigt heute das Goethe-Institut wie das „Future Forum“ (Mai 2009) der UNESCO, der Sonderorganisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur; die internationalen Vereinigungen der Archive und jene der Bibliotheken, die Kulturpolitiker und die Vertreter der Kulturwirtschaft wie der „Creative Industries“. Und sie beschäftigt uns heute hier im Landesmuseum für Moderne Kunst in Berlin – aus gutem Grund.

Inzwischen wissen wir um die faszinierend erweiterte Weltsicht, die unser traditionelles Weltbild der linearen Kausalität allerdings auch erheblich erschüttert. Und uns verunsichert. Das Netz tut alles für uns. Es sucht uns sogar schon unsere Freunde aus und lernt uns besser kennen als wir uns selbst. Was tun? Wissenschaften, die in ihren Modellannahmen nicht mit komplexen, dynamischen und vor allem offenen Systemen rechnen, sind zum Scheitern verurteilt, hat uns Elinor Ostrom, die erste Nobelpreisträgerin für Wirtschaftswissenschaften im letzten Jahr ins Stammbuch geschrieben. Und das hat ja etwas tröstliches: Es gibt keinen Deus ex machina. Die Wissenschaften scheinen es zu beherzigen. Wenn nicht alles täuscht, fordern sie uns zum Handeln auf.

Auch wenn ihre Analysen zunächst einmal schmerzen. Das Netz verändere die Erzählung von Geschichte in einer Weise, von der die Geschichte sich nicht erholen werde, so die Prognose von Bruce Sterling kürzlich während der Berliner „Transmediale“.² Es wuchere die Unordnung. Staaten scheiterten, womöglich die Welthandelsorganisation WTO, die Finanzmärkte, das Klima. Die historische Erzählung decke sich schlicht nicht mehr mit den objektiven Tatsachen des Dezenniums. Die Karten in unseren Händen stimmten mit der Landschaft nicht mehr überein, kein Wunder dass wir so aufgelöst seien. Was wir erlebten bedeute das Ende der Postmoderne. Wir versuchten mit einer „Rettungsboot-Ökonomie“ den Übergang – doch wohin?

Wie digitale Medien unsere politische und soziale Landkarte verändern, zu *unserem neuen sozialen Raum* werden, Kunst und Unterhaltung gestalten, selbst die Art und Weise des Lernens und Forschens umwälzen, das beschrieb Michiko Kakutani kürzlich in der New York Times unter dem treffenden Titel „Text Without Context“.³ Die Rezension von einem Dutzend neuer wissenschaftlicher Analysen zum Netz kommt zu dramatischen Ergebnissen. Anders als die Apologeten der neuen Medien, die Ende des 20. Jahrhunderts hofften, die Öffentlichkeit eines vorrevolutionären Paris' und eines revolutionären Amerikas⁴ könne wiederkehren. Anders auch als in Esther Dysons „Release 2.0“ und Nicholas Negropontes „Being Digital“, den Stars des Internet 2.0, die die Chancen für den Nutzer („prosumer“) preisen und eine optimistische Vielfaltsicht auf das Web werfen – „die Weisheit der Vielen“ statt überkommener journalistisch vermittelter Öffentlichkeit –, handelt es sich bei den jüngsten Analysen plötzlich um die ernüchternden Konsequenzen der Fragmentierung des Sozialen; der Enteignung persönlicher und gesellschaftlicher Kontrolle durch Konzerne und Suchmaschinen, die sich zu politischen Weltakteuren mauserten; und im Kern handeln diese Analysen vom Verlust von Freiheitsrechten.

Dass unser europäisches Gesellschaftsmodell ausgerechnet von US-amerikanischen Bestsellerautoren wie zuletzt etwa Jeremy Rifkin im Vergleich zu dem amerikanischen als zukunftsweisender und für den Rest der Welt anschlussfähiger dargestellt wird, weil es sich nicht im Gegensatz von Staat und Markt erschöpft, sondern immer schon ein „Tertium“ kannte, den öffentlichen Raum als Bastion dieser Rechte–: Es muss nicht wundern in Zeiten,

in denen dieser öffentliche Raum im Begriff ist, unter dem Druck des internationalen Wettbewerbs zu schwinden oder doch mindestens aus Finanznot dramatisch gefährdet zu sein. Wie gehen wir kulturell mit diesen Veränderung unserer Kultur um? Wie gestalten wir in Europa vor dem Hintergrund dieser globalen Prozesse das Verhältnis von Wirtschaft, Kultur und Medien? Ihre Rolle und ihre Position für das 21. Jahrhundert suchen und definieren die Produzenten kultureller Güter und Dienstleistungen, die Medien und ihre Unternehmen, und übrigens überwiegend auch die Staaten vor allem nach kaufmännischen und erwerbswirtschaftlichen Gesichtspunkten. Nicht anders als die EU. Die wirtschaftliche Konvergenz zwischen Telekommunikation und Massenmedien addiert die Wertschöpfung beider auch in Europa zu einem entscheidenden volkswirtschaftlichen Zukunftsmarkt. Dieser Markt soll sich nach der abgewandelten Lissabonstrategie „i2010“ durch die Vollendung des Binnenmarktes zu einer der schlagkräftigsten Informationsgesellschaften und Wirtschaftsregionen der Welt mausern. Europa will sich behaupten. So wie andere Regionen. Doch die Medien, unsere neue soziale Haut, werden, wie Friedens-Nobelpreisträger Al Gore in „The Assault on Reason“ schon 2008 dargelegt hat, von einer immer kleineren Anzahl immer größerer Konzerne kontrolliert. Und die bleiben in ihren Algorithmen und Gebaren intransparent.

Die Medienkonzentration erweist sich weiterhin als „zentrale Bewegungsenergie“⁵ für die Internationalisierung der Entwicklung. Vorangetrieben wird sie von den Medien. ebenso wie von den internetbasierten Netzwerken. Der internationale Konzentrationsprozess verbreitet die Kapitallogik weltweit und vernachlässigt zugleich den jeweiligen Normenkontext. Er unterläuft damit in wachsendem Maße nichts geringeres als die Handlungsfreiheit und –Hoheit der politischen Akteure. Eigentlich ist nichts davon neu seit den Tagen der ersten Analyse internationaler Medienkonzentration in dem UN-Bericht – (nein, keine Satire) „Our Creative Diversity“⁶ Lediglich die Beschleunigung des Prozesses. Und der Trend vom Oligopol zum Quasi-Monopol einer Suchmaschine wie Google. Während nach Meinung des Ökonom und Juristen Victor Meyer-Schönfelder die Mär von der automatischen Weisheit der Vielen barer Unsinn ist, was vor 200 Jahren schon Marquis de Condorcet nachgewiesen habe⁷, und alle Versuche, einen Onlinediskurs im Habermas’schen Sinn herzustellen, im Kern als gescheitert anzusehen seien, haben wir es nach den Befunden des Web 2.0-Experten Clay Shirky bei den weltweit etwa 200 Milli-

onen Blogs mit einer „geradezu unglaublichen Medienkonzentration zu tun, in der ganz wenige angeben, was wie online gesellschaftlich diskutiert wird.“ Was ja nichts anderes heißt als: „Im Gegensatz zur Hoffnung eines Gutteils der Web2.0-Gemeinde verschwinden die Informationsintermediäre nicht.“⁸ Freilich unterscheiden sich die Gründe dafür. Sie markieren dann doch einen wesentlichen Unterschied. Zwischen den alten Medien und dem Internet. Knapp waren bei den klassischen Medien die technischen Ressourcen der Verteilung, die Frequenzen, in der Internetära ist es die Aufmerksamkeit.⁹ In der Vereinzelung im Vielen klaffen Anspruch und Wirklichkeit der Meinungspluralität – in der Theorie „never before so available for so many!“ – weit auseinander. Es gibt diese singuläre Wirklichkeit nicht mehr. „Stattdessen befinden wir uns in einer Welt ohne Einheitlichkeit und ohne echte Vielfalt. Wir drohen damit unser gemeinsames gesellschaftliches Gedächtnis einzubüßen, ohne die Aussicht auf breite Pluralität. In den USA ist die Rede davon, dass konservative und liberale Amerikaner nicht mehr an der gleichen Öffentlichkeit teilhaben und daher auch nicht mehr von der gleichen Faktenbasis ausgehen.“¹⁰ Während eine Welt des verehrten „Gothic Hightech“ und der zerbrochenen Strukturen eines „Favela Chic“ entstehe, befänden wir uns mental noch immer auf einem „betrügerisch vernetztem Basar“, so Bruce Sterling in Berlin, ohne jegliche Utopie der Zukünftigkeit. Man ist geneigt zu fragen: Hat der Mann es nicht etwas kleiner? Doch auch Stephen Baker findet uns zunehmend konfus und zerstreut und in mancher Hinsicht sogar dümmer – während die vernetzte Welt immer intelligenter werde: Ein gigantische Parasit, der sich bester Wachstumsbedingungen erfreue. Wir hatten, wie gesagt, unser Gehirn als das raffinierteste Schaltkreisprodukt des gesamten Universums begriffen. Nun stellen wir fest, dass es evolutionär seit 40 Tausend Jahren auf der Stelle tritt, während das externe Gehirn sich sprunghaft entwickelt und ausdehnt. So schwindet zusehends auch die Möglichkeit, zukommendes Wissen selbst zum schon vorhandenen sinnvoll in Beziehung zu setzen, weil es aus dem Menschen heraus in die Maschinen verlagert wurde, die nach eigenen Regelkreisen arbeiten. „Die Chance auf einen Neuanfang“, so bilanziert auch „Der Spiegel“ seine Recherchen zur Titelgeschichte „Google“ (2/2010), „gibt es bald nicht mehr“.

2 Europas Kulturbegriff: erinnern wir uns!

Kultur ist im weitesten Sinne die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen. Wie gehen wir damit um? „Die Welt funktioniert wie ein Gugelhupf – der Kuchen gelingt nicht ohne die richtige Form“, kalauerte die FAZ als Aufmacher im März 2010 unter der Überschrift „Gugelhupf in China“.¹¹ Dass China Google auf ein „chinesisches Blech“ zwingen wollte, was Google sich eine Zeitlang gefallen ließ, habe dazu geführt, dass auch im Rest der Welt der „Gugelhupf“ nicht mehr recht schmeckte. Ist das mehr als eine trotzigte Behauptung? Die trotzigte Behauptung der richtigen Form, ohne die der Inhalt seine Funktion nicht erfüllen kann? Gibt es sie denn noch, die richtige Form, wenn Menschen in ihrem Verhalten zu vorausberechenbarer Mathematik werden? Wenn ihr Verhalten in ihren sozialen Gruppen damit vorhersagbar wird und das Vorhergesagte gleichsam die Steuerung des Gruppenverhaltens übernimmt? Blicke uns tatsächlich dann noch anderes übrig als die Haltung eines ruhigen, pragmatischen, heiteren Skeptizismus, von der Bruce Sterling spricht – eine Form von Zeitlosigkeit, die etwas Agnostisches habe, weil die Strukturen das, was geschehe, nicht mehr abbildeten („Frankenstein-Mashup“)? Bis sie es in gleichmacherischer Belanglosigkeit eines Tages dann doch tun? Und das Netz uns sagt was wir wollen?

„Der moderne Mensch schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum, die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpeln, wie es im Märchen heißt“. Nachzulesen bei Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“. Das Wissen, das im Übermaß, ohne Hunger, ja wider das Bedürfnis aufgenommen werde, wirke jetzt nicht mehr als „umgestaltendes, nach außen treibendes Motiv“, es bleibe vielmehr in einer gewissen „chaotischen Innenwelt verborgen“. Nicht Neurosen, haben wir gelernt, sind die Krankheiten der vernetzten Welt, die Depression ist es. Übrigens gibt es eine auffallende Parallele zu den futuristischen Phantasien eines Louis Sébastien Mercier, der 1771 seinen Bestseller „Das Jahr 2440“ veröffentlicht hatte. Mercier, ein militanter Anwalt der Aufklärung, glaubte fest an das gedruckte Wort als Träger des Fortschritts. Er war kein Freund der Bücherverbrennung, um die es in seiner Utopie geht. Aber seine Vorstellungskraft brachte ein Gefühl zum Ausdruck, das inzwischen zu einer Obsession geworden war – und es wieder ist: das Gefühl, von Informationen überwältigt

zu sein und hilflos gegenüber der Aufgabe dazustehen, verlässliche Auskunft in einem Gebirge von Nebensächlichkeiten zu finden. Das Gefühl der Informationsüberflutung hat die Menschen seit dem 16. Jahrhundert bedrückt. Aber niemals haben wir erlebt, dass externalisiertes Wissen sich zum Regenten unserer Kultur aufschwingt. Das aber hat zumindest eine Einsicht befördert, die eher eine Erinnerung ist:

Der sinnvolle Gebrauch von Wissen setzt Urteilskraft voraus. Mehr denn je müssten wir steuern, was wir in unsere Köpfe lassen, empfiehlt Baker. Deshalb benötige die Menschheit eine Strategie für ihr eigenes Selbst. Wie aber lässt sich die Kontrolle über das elektronische Gehirn erlangen, statt dem erdumspannenden Wunderding zu erliegen? Informationen, lange Zeit ein knappes Gut, seien es nicht mehr. „Wir können uns mit ihnen überfrachten. Wir können uns am Ramsch ins Koma saufen. Damit nähren wir das elektronische Gehirn und riskieren es, unser eigenes verhungern zu lassen“¹² Was also sollten wir in unseren Köpfen behalten? Das sei, so Baker, *die Frage unserer Generation*. Ehrlich stellt er fest, dass er zwar die Herausforderungen beschreiben könne, aber kaum Antworten anzubieten habe. Das sieht Bruce Sterling schon anders. Was fehle sei jegliche philosophische „High-End-Qualität“, eigentlich jeglicher zeitlose Lebenssinn: „Es fehlt High Art, die hohe Kunst“. Und das sei genau das Gegenteil von Trash und zeitlos konstruierter Beliebbarkeit im Netz. Von dieser „Hohen Kunst“: Davon sähe er gerne einiges, sagt Sterling in Berlin. Doch da scheine es ein großes Loch zu geben, das aus zeitloser Perspektive gefüllt werden könnte, allerdings nicht auf dem untersten Niveau des künstlerischen Ausdrucks, sondern auf dem höchsten, dem philosophischen.

Geht es nicht auch umgekehrt, fragt daraufhin Jürgen Kuri in der FAZ¹³. Nicht wir erliegen dem Netz, sondern wir sind es, die es gestalten? Firmen wie Google dächten, sie könnten übers Netz unser Leben bestimmen. Jeder Einzelne forme hingegen das Netz, wenn er nur wolle: „So dumm zu bleiben, wie mich ein algorithmischer Filter machen würde, kann ich mir selbst aussuchen“. Die Technik sei vermutlich weiter als die Menschen, dennoch könnten wir die Kontrolle übernehmen. Die digitale Aufklärung arbeite dialektisch – just mit den Werkzeugen, die uns heute zu überwältigenden scheinen. Kuri berührt damit eine zentrale Frage des Themas Zur Digitalisierung von Kultur in Europa: Das Problem der künftigen kulturellen Gemeinsamkeit des kulturellen

Wissens in der zerstreuten Öffentlichkeit - den Aufbau brauchbaren „nomologischen Wissens“, wie es Max Weber nennen würde, mit dem Neues an Altes bei den Menschen anschließen kann. Es setzte funktionierende Gesellschaften voraus. „Wir müssen neue Relevanzstrukturen entwickeln“, fordert daher auch der Leiter des Hans-Bredow-Instituts, Wolfgang Schulz. Und der noch nicht fünfzigjährige amerikanische Artist und Wissenschaftler Jaron Lanier („You are not a Gadget“) ergänzt leidenschaftlich, wofür: Das Ziel müsse ein neuer „digitaler Humanismus“¹⁴ sein. Es geht um die Prinzipien des gesellschaftlichen Daseins im 21. Jahrhundert, um eine Art „zweiter Aufklärung“.¹⁵

Damit hat der Diskurs der letzten Jahre die Einsicht befördert, dass es die Kultur selbst ist, die die Rahmenbedingungen erzeugt für das Überleben oder Absterben von Gesellschaften, ihren Werten und ihren Errungenschaften. Medien – oder sollten wir besser sagen: unser neuer sozialer Raum? - sind in all diesen Prozessen nicht nur Kontext, sie sind selbst kulturierende Einrichtungen und Teil des jeweiligen Systems Kultur. Da scheint sie auf, die „elliptische Funktion“, mit der der Königsberger Forscher Jacobi der deutschen Mathematik Anfang des 19. Jahrhunderts Weltgeltung verschaffte. Adolf Muschg hat das auf den Begriff gebracht: Literatur sei – wie alle kulturellen Ausdrucksformen (zu denen er übrigens ausdrücklich auch das Recht zählt) – ebenso kulturgeprägt wie kulturprägend. Kultur, im weitesten Sinne die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen,¹⁶ ist gelernt. Kulturen der Welt sind religiösen Ursprungs und haben über die Jahrhunderte kategorische Werte hervorgebracht, aus denen politische und wirtschaftliche Systeme entstanden sind. Das System der Marktwirtschaft entsprang in Europa demselben Geist der Aufklärung wie unser politisches System der Demokratie: beide Systeme sind *Subsysteme europäischer Kultur*. Die Wiege des befreiten Individuums der Moderne war die Aufklärung. Das englische Wort dafür drückt noch maleischer aus, was die Menschen empfanden: Enlightenment! Die Periode verband „Liberty, Equity, Solidarity“. Bei Strafe des Untergangs, das wusste man, muss das individuelle Freiheitsstreben, Movens jeder dynamischen gesellschaftlichen Entwicklung, in einen gesellschaftlichen Ausgleich gebettet werden. Adam Smith, der Vater der Marktwirtschaft, war Moralthologe! „Kultur und Wirtschaft stehen in ständiger Wechselwirkung zueinander. Kultur ist die qualitative, Wirtschaft die quantitative Kategorie.“¹⁷ Betten wir die Dynamik

der Entwicklung, die nur mit der Revolution des Buchdrucks zu vergleichen ist, in einen gesellschaftliches Konzept?

3 Zur Digitalisierung von Kultur in Europa

Das Internet ist keine zwei Jahrzehnte alt – ein globales Netzwerk – „never so available for so many“ – wie es in den kürzlich in Paris bei einem „Future Forum“ hieß. Die europäische Geschichte zeigt, wenn Kultur und Wirtschaft im Gleichgewicht sind, blühen beide. „Kultur reicht von Sitten und Gebräuchen über die Gestaltung unserer Umwelt, unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, unserer Produkte bis zur Kunst als dem kreativsten Bereich. Sie ist der Nährboden, auf dem wirtschaftliche und politische Systeme wachsen. Sie ist aber ihrerseits wieder abhängig von wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, von wissenschaftlichen Erkenntnissen und technologischen Entwicklungen.“¹⁸ Die historisch gewachsenen Kulturen aber sind wie die kulturellen Grundlagen des Wirtschaftens für Länder und Regionen in aller Welt „*vehicles of values*“ – seelische und geistige Kraftquellen ihrer Identität und ihres Selbstbewusstseins und damit auch eigenständiger Kreativität im globalen Wettbewerb. „Diese Kraftquellen sind öffentliche Güter der Völker und unveräußerlich wie die Menschenrechte.“¹⁹

Das erklärt die Entscheidung der großen Mehrheit der Staaten, dass Kultur anders zu behandeln sei als Schnürsenkel und Seife. Kulturelle Produkte haben einen Doppelcharakter – als Handelsware *und* als Bedeutungsträger geistiger Werte und Lebensweisen – : Das haben die Staaten sich bereits 1997 bei der Weltkulturkonferenz in Stockholm ins Stammbuch geschrieben, wenn man so will mit dem verabschiedeten Aktionsplan. selbst verordnet, und sie haben intensiv daran weiter gearbeitet – fünf Jahre später schlugen sie mit der Verabschiedung einer Deklaration zur kulturellen Vielfalt auf, 2005 schließlich mit der Verabschiedung eines internationalen Übereinkommens zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen. Mehr als 100 Staaten haben es in Rekordzeit ratifiziert. Seit 2007 ist es Teil des Völkerrecht. Es bringt den Staat zurück in die politische Arena – von der kommunalen Ebene über die Länder bis zum Bund und der Europäischen Union – und ist eine einflussreiche Maßgabe für Kulturpolitik gegenüber dem Welthandelsrecht, erlaubt

es doch die Förderung der „public domain“, die Gestaltung von Initiativen der öffentlichen Hand und eine Kulturordnungspolitik auch im europäischen Maßstab, die den Namen verdient. Was haben wir damit gemacht? Die zurückliegenden Jahre lassen eher den Schluss zu, dass wir politisch in einer Art Schockstarre befangen sind. Und es gelingt erst ganz allmählich, sich aus dem gordischen Knoten unverständener technischer und globaler Dynamik zu befreien und im Rückbezug auf die eigene Geschichte wieder die Oberhand zu gewinnen.

Die Gesellschaft braucht für den öffentlichen Diskurs qualitativ hochwertige faktische Informationen, die im Internet unter den derzeitigen Bedingungen nicht oder nicht in ausreichendem Maße verfügbar gemacht werden, folgert die Wissenschaft.²⁰ Drei Möglichkeiten, dem gesellschaftlich zu begegnen werden ausgemacht: Die Inpflichtnahme der kommerziellen Anbieter zu deren Bereitstellung, und das ginge ja über Nachrichten hinaus; die direkte finanzielle staatliche Förderung von (auch kommerziellen) Nachrichten- und Kulturanbietern am Internet, was angesichts der leeren Staatskassen aus heutiger Sicht wohl eher utopisch ist; schließlich, - sofern die kommerziellen Anbieter auch wegen der zu beobachtenden Regulierungsabitrage faktisch eher auszuschließen seien, eine Neukonturierung der Kernaufgaben der öffentlich-rechtlichen Medien hin zu einem klarer herausgebildeten Informationsauftrag abseits des Boulevard, dann allerdings ohne Beschränkung der Tätigkeiten auf oder in einem bestimmten Medium. Während der Streit über die Möglichkeiten der Gestaltung in Form regulierender Eingriffe in Medienmärkte gerade erneut aufbricht, geben selbst jene Wissenschaftler, die mit der Vorstellung aufräumen wollen, Medienmärkte, geschweige denn Inhalte seien noch²¹ zu regulieren, zu, es bedürfe gleichwohl anderer Mechanismen und Werkzeuge, um jene gesellschaftlichen Öffentlichkeiten im Internet herzustellen, die wir uns manchmal durch Regulierung wünschten. „Nicht das Ziel – die Schaffung verantwortungsvoller Öffentlichkeit(en) im Internet – muss angepasst werden, sondern das Mittel.“ Gerade in dem Maß, in dem Internetintermediäre bloß Plattformen zur Verfügung stellten, offenbare sich ein neuer Hebel gesellschaftlicher Gestaltung: die Bildung der Bürgerinnen und Bürger im Umgang mit den Werkzeugen des Internet: „On the Internet, education is the new regulation.“

Betrachtet man den Diskurs der Intelligenz zum Netz in Deutschland, vom Heidelberger Appell bis zur Deutschen Digitalen Bibliothek wird zumindest das Ausmaß der damit angesprochenen Aufgabe deutlich. Die deutsche Geisteswelt sei jäh aus einem Winterschlaf gefahren, schreibt Peter Christian Hall. „Doch es gibt Anzeichen, dass die hochgepuschte Aufregung jetzt einsetzende Nachwirkungen zeitigt, auf die sich die kühne Hoffnung setzen lässt, dass die politisch Verantwortlichen wie die Öffentlichkeit endlich ganz wach werden und bei klaren Sinnen entdecken, was viel zu lange nicht wirklich in den Blick gekommen ist: die große kultur- und gesellschaftspolitische Jahrhundertaufgabe der Deutschen Digitalen Bibliothek. Denn die vordringlichste Aufgabe der deutschen Öffentlichkeit und Politik kann schwerlich ein Stemma gegen die Sachlogik der digitalisierten Kommunikation sein, sondern in der sich abzeichnenden Informationsgesellschaft mit Nachdruck an einem möglichst freien Zugang zu Wissen, Kultur und Bildung für möglichst jedermann zu arbeiten, unter Nutzung aller sich dafür anbietenden Techniken unter den gesellschaftsverträglichsten Bedingungen“.²²

Allmählich – und immerhin fünf Jahre nach den ersten entscheidenden Beschlüssen auf europäischer Ebene – kommt auch in Deutschland Bewegung in diese Jahrhundertaufgabe. Kulturstatsminister Bernd Neumann hat anlässlich der Behandlung der Google-Aktivitäten (google books) im EU-Ministerrat im Mai 2009 gesagt: „Bücher sind als Kulturgüter Teil der kulturellen Identität von Nationen und damit genuin öffentliche Güter. Deshalb ist es wichtig, dass die digitale Verfügungsgewalt über solche Bestände auf nationaler und europäischer Ebene auch in öffentlicher Verantwortung bleibt. Vorhaben wie die Europäische Digitale Bibliothek und die jeweiligen nationalen Bibliotheken, wie z.B. die Deutsche Digitale Bibliothek, sind in diesem Zusammenhang unverzichtbare Instrumente, die wir mit vereinten Kräften vorantreiben müssen. ... Die Gefahr eines Quasi-Monopols für kulturelle Inhalte ist auch aus medienpolitischer Sicht problematisch, da die Vielfalt von Medien und Medieninhalten gewährleistet werden muss.“ Mit zunehmend leistungsstarken Breitbandzugängen und preisgünstigen Flatrates soll ab 2011 eine komfortable Nutzung gerade auch komplexer multimedialer Angebote von jedem beruflichen und privaten Internetarbeitsplatz aus möglich sein. Geplant ist, die Bestände von Bibliotheken, Archiven, Museen, Mediatheken (z.B. Musik- und Filmarchiven) sowie Kulturdenkmale online zugänglich zu machen. Dies

soll in der Regel über nationale digitale Bibliotheken geschehen, die in die Europeana integriert sind – so dass neben einem nationalen auch ein EU-übergreifender Zugang zu Kulturgut und wissenschaftlicher Information möglich ist. Die Mitgliedstaaten der Europäischen Union haben sich verpflichtet, die erforderlichen Beiträge zu leisten. Das Angebot der DDB und Europeana wird „Digitalisate“ (digitale Kopien) von herkömmlichen Dokumenten und Objekten jeder Art (Büchern, Akten, Urkunden, Gemälden, Skulpturen und weiteren Museumsobjekten, Denkmalen, analogen Filmen oder Musikaufzeichnungen usw.) ebenso umfassen wie die Bereitstellung und Erhaltung von genuin digitalem Kulturgut und wissenschaftlicher Information – Netzpublikationen etwa, digitales Archivgut und Netzkunst. Nutzen müssen wir es selber! Der französische Philosoph Pierre Nora ist mit seinem Begriff „Les Lieux de Mémoire“, die Orte der Erinnerung, berühmt geworden. Dem Recht auf eigene Erinnerung will Nora die Pflicht zur universellen Geschichte beigesellt wissen, für die wir Verantwortung tragen. Tröstlich nur, das für ihn auch Käse und Wein zu diesen Orten der Erinnerung zählen. Das Gehirn ist eben keine Maschine.

Endnotes

- 1 Stephen Baker, Das müssen wir wissen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. Februar 2010, S. 31
- 2 Bruce Sterling, Unser quälendes Unbehagen. In: FAZ, 13. März 2010, S. 31
- 3 Michiko Kakutani, Texts Without Context, New York Times, 21. März 2010
- 4 Vgl. Victor Meyer-Schönfelder, Intergegangene Regulierungssonne. Über Öffentlichkeit im digitalen Zeitalter. In: epd medien Nr. 24/25 vom 31.03.2010, S. 27-31, hier S. 27
- 5 vgl. Josef Trappel, „Worldmedia Inc.“ –Vision oder bereits Geschichte? Reflexionen über die Internationalisierung der Medien. In: Media Perspektiven, Heft 3/2008, S. 138-154, hier S. 147
- 6 Pérez de Cuellar, Our Creative Diversity. Report of the World Commission on Culture and Development. UNESCO-Publishing, Paris 1995, 1996.
- 7 Nach Marquis de Condorcet gelangen mehrere Menschen gemeinsam nur dann näher an die faktische Wahrheit, wenn jeder einen über Zufallwissen hinausgehenden Informationsstand hat.
- 8 Vgl. Victor Meyer-Schönfelder, Anm. 4, S.28
- 9 ebenda, S. 27
- 10 ebenda, S.29

- 11 „Googlehupf in China“, Aufmacher der FAZ, 24. März 2010, S.1
- 12 Stephen Baker, vgl. Anm. 1
- 13 Jürgen Kuri, Unser Denken soll das Internet lenken. In: FAZ, 20. März 2010, S. 35
- 14 Vgl. Michiko Kakutani, Anm. 3
- 15 Frank Schirrmacher in „Maybritt Illner“, Talk Show, am 8. April 2010 im ZDF
- 16 Berhard Freiherr von Löffelholz, Zur Bedeutung der Kultur für die globale Ordnung. In: Politik und Kultur, Juli/August 2005, S. 7
- 17 von Löffelholz, vgl. Anm. 8
- 18 Diese Subsysteme der europäischen Kultur haben mit dem Pietismus in den Vereinigten Staaten von Amerika eine ganz eigene und starke Ausprägung gefunden, die seit Ende des Zweiten Weltkrieges mit Erfolg weltweit Gültigkeit beansprucht. Der große wirtschaftliche Erfolg hat dazu beigetragen, dass amerikanische Marktregeln in vielen Teilen der Welt übernommen wurden. Über die neoliberale Wirtschaftswissenschaft der Chicagoer Schule haben sie Eingang in das System der internationalen Handelsverträge, der Austauschbeziehungen und in internationale Organisationen gefunden. Das Paradigma der Liberalisierung beanspruchte absolute Priorität für die Weltordnung – auch im Umgang der Menschen miteinander. Es liegt in der Logik dieses Prozesses, dass mehr und mehr demokratische Macht durch wirtschaftliche Macht, Staatsbürger durch Marktteilnehmer, Wählerstimmen durch Kaufkraft ersetzt werden.“ ebenda.
- 19 Ebenda.
- 20 Vgl. Victor Meyer-Schönfelder, Anm. 4, S.31
- 21 ebenda.
- 22 Peter Christian Hall, Intelligenz im Netz. Ein Plädoyer für das Projekt Digitale Bibliothek. In: epd medien Nr. 51. Vom 1.7.2009, S.3 –7, hier S. 3